Der Hausfreund.

Redaction: Joſ. Grunau in Neuß.
Rotationsdruck und Verlag: Geſellſchaft für Buchdruckerei, Neuß.

Nr. 45. ◦ Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung u. Heerdt-Ober-Niederkaſſeler Zeitung. ● 1905.

Das Leben iſt ſchön.

Das Leben iſt ſchön!
Die Hand des Ewigen
Des Urquells der Schönheit
Hat ſanft es berührt.

Ein Strahl ſeines Lichtes,
Des himmelentſproſſ'nen,
Entfiel in das Dunkel
Der irdiſchen Nacht.

Das Leben iſt werth
Es freundlich zu grüßen;
Dem Unvergänglichen
Darf es ſich weih'n.

Es ſiehet das Auge
Die Wunder der Gnade
Es ſtammelt die Zunge
Dem Ewigen Dank.

Der Glaube, die Liebe
Veredeln die Seele,
Sie mildern die Schwermuth,
Verklären den Schmerz.

Ferdinand Heitemeyer.

Um Ehre und Namen.

Frei nach dem Engliſchen von Clara Rheinau.

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung.)

Sam's Grübeleien erreichten ein plötzliches Ende, denn auf einmal ſtreckte die Frau mit verzweiflungsvoller Geberde die Hände aus und ihren Lippen entrang ſich ein herzbrechendes Stöhnen, dem eine Fluth von Thränen folgte. Sie warf ihre Schürze über das Geſicht und rannte wild in dem kleinen Garten auf und ab. Offenbar glaubte ſie ſich vor neugierigen Augen ſicher und Sam errieth, daß dieſer Schmerzensausbruch ſie gegen ihren Willen überwältigt hatte — daß es das natürliche, momentane Erlahmen eines ſtarken Geiſtes war. Gern hätte er mit ihr geſprochen, ihr einige Troſtesworte geſagt. Sein weiches Herz ertrug es nicht, eine Frau ſo bitterlich weinen zu ſehen. Er grämte ſich förmlich mit der Aermſten und ſehnte ſich, ihr ſeine Hilfe anzubieten. Vielleicht wohnte ſie ganz allein in dieſem baufälligen Häuschen, das jetzt in die Schatten der Dämmerung eingehüllt, von der ganzen Welt abgeſondert erſchien.

Mit einem raſchen Entſchluß trat er dicht an die Gartenthür heran und als die Frau, die etwas ruhiger geworden war, ſich näherte, ſtand er gerade vor ihren Augen.

Sara ſtieß einen leiſen Schrei aus.

„Herr Viktor!“ rief ſie erſtaunt, aber in der erſten Sekunde erkannte ſie ihren Irrthum. „Wer ſind Sie? Bringen Sie mir Nachricht von ihm?“ fragte ſie in großer Erregung.

„Laſſen Sie mich ein, gute Frau, bat Sam, mit ſanfter Stimme, „ich möchte mit Ihnen ſprechen.“

Die Frau preßte die derben, arbeitsharten Hände auf ihr Herz. —

„Woher kommen Sie? Was thun Sie hier? War niemand da, der Ihnen ſagen konnte, daß es hier ſpuke?“

Ich habe mich nicht danach erkundigt,“ entgegnete Sam ruhig. „Ich ſah Sie weinen, arme Frau und es that mir leid für Sie. Laſſen Sie mich ein, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

Sara bewegte ſich nicht.

„Ich darf die Thür nicht öffnen,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe. „Ich bin nicht die Herrin hier, ich gehorche den Befehlen eines andern.“

„In Ihre perſönliche Angelegenheiten will ich mich nicht einmiſchen, gute Frau. Wenn Sie mir nicht öffnen dürfen, werde ich hier ſtehen bleiben, aber eine Frage möchte ich an Sie richten.“

„Unterlaſſen Sie dieſe Frage lieber, ich dürfte ſie wahrſcheinlich doch nicht beantworten. Sehen Sie, wenn ich Kummer habe, ſo kann ein Fremder mir ihn doch nicht abnehmen.“

„Woher wiſſen Sie dies? Allerdings bin ich Ihnen ganz fremd, aber etwas zieht mich zu Ihnen hin; ich könnte beſchwören, daß Sie eine gute, rechtſchaffene Frau ſind, obſchon wir kaum ein Dutzend Worte mit einander gewechſelt haben. Alſo an dieſem Ort ſoll es ſpuken,“ fuhr er ſich umblickend fort. „Trübſelig genug ſieht es hier aus, aber dennoch auch friedlich. Weſſen Geiſt ſoll hier umgehen?“

Sara trat dicht an die Thür heran und blickte forſchend in Sams Geſicht.

„Was führt Sie hierher?“ fragte ſie haſtig. „Wer ſind Sie eigentlich?“

„Mein Name iſt Sam Bury. Ich bin ein einfacher Arbeiter und lebte lange von England entfernt. Um einem jungen Freund in der Noth beiſtehen zu können, kam ich wieder in die alte Heimath.“

Die alte Frau trat ein paar Schritte zurück. Sams ehrliches, offenes Weſen ſchien ſie gegen ihren Willen einzunehmen. Sie empfand klar, welche Stütze im Unglück ein ſolcher Mann ſein könne, aber ſie fühlte ſich ſo eingeengt von Angſt und Sorge jeder Art, daß ſie davor zurückſchrak, Troſt von einem Fremden anzunehmen.

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre freundlichen Worte, Herr Bury,“ ſagte ſie. „Es thut mir leid, daß Sie vorhin Zeuge meines Kummers waren. Nur ſelten kommt es vor, daß ich unter ſeiner Laſt zuſammenbreche, aber manchmal muß ich mir Luft machen, um mein Herz ein wenig zu erleichtern.“

Mit einem kurzen „guten Abend“ drehte ſie ſich um und hatte ſchon faſt die Hausthür erreicht, als Sam ſie zurückrief.

„Ich muß mit Ihnen ſprechen,“ ſagte er mit einer gewiſſen Autorität; „ich kam nicht zufällig vor dieſes Haus, ſondern weil ich hoffte, hier einen Lichtſtrahl in eine furchtbare Dunkelheit zu erhaſchen. Sie ſtehen in Dienſten eines Herrn Viktor Parnell, was wiſſen Sie von ihm?“

Sara blickte ihn ſtaunend an. Sie war eine plumpe, keineswegs anmuthige Erſcheinung, aber in dieſem Augenblick richtete ſie ihre kleine Geſtalt mit einer gewiſſen Würde auf.

„Seit Jahren ſtehe ich in Dienſten der Parnell's,“ entgegnete ſie. „Herr Viktor wurde mir ſchon als Säugling auf meine Arme gelegt, Mein ganzes Leben habe ich dieſer Familie gewidmet. Soll ich dem erſten beſten nun Rede ſtehen und über jene, die mir ſo theuer ſind, Bericht erſtatten? Ich liebe Viktor Parnell,“ ſchloß ſie mit zitternder Stimme, „einerlei, was er gethan hat.“

Nach dieſen Worten ließ ſie ſich nicht mehr zurückhalten. Feſten Schrittes kehrte ſie in das Haus zurück und Sam vernahm deutlich das Raſſeln der Kette, die ſie wieder vor die Thür legte.

Ihre Worte klangen noch in ſeinen Ohren nach und ſein Herz war tief bewegt.

Eine ſolche Treue und Hingebung erregte ſeine Bewunderung; aber auch dankbar war er der armen Frau; denn ſie hatte unbewußt verrathen, daß es einen dunkeln Punkt in ihres Herrn Leben gab. Seine Aufgabe war es nun, ausfindig zu machen, worin dieſer dunkle Punkt beſtand,

---

Die Räuberei der Bienen.

Unter dieſer Spitzmarke ſchreibt der „Hannov. Cour.“: Die Biene iſt von der Natur derart geſchaffen, daß ſie an Sammeln und Eintragen des ſüßen Nektars unermüdlich und unerſättlich iſt. Sie ſpürt demſelbem nach, wo es nur immer ſei, und iſt in der Wahl ihrer Mittel keineswegs gewiſſenhaft. Es kommt daher häufig vor, daß ſie ſich von dem Sammelfleiße hinreißen läßt, dem Laſter des Stehlens zu fröhnen. Der Bienenzüchter nennt dies Räuberei. In den meiſten Fällen iſt der Imker ſelbſt Schuld daran, wenn ſeine Stöcke beraubt werden, denn er hat bei der Fütterung nicht die gehörige Sorgfalt und Vorſicht walten laſſen und Honig verſchüttet oder ſonſt irgendwo Honig oder Wabenſtöcke unverwahrt ſtehn laſſen. Räuberei kann jedoch auch ohne Schuld des Imkers ausbrechen. In der Regel werden volksſchwache oder auch ſonſt kranke Stöcke zuerſt angegriffen, und zwar im Frühjahr vor der vollen Tracht und im Herbſt nach derſelben. Starcke, kräftige Völker ſenden ihre Vorpoſten aus, um auskunſchaften zu laſſen, wo Etwas zu holen wäre. Die Spione nahen ſich ſchüchtern den Stöcken. Angehalten und als fremde erkannt, werden ſie ſogleich energiſch zurückgewieſen. Allein gar ſo ſchnell wird die Flinte nicht ins Korn geworfen. Sie tippen überall an, und finden ſie an einem Stocke ein Loch oder eine Ritze, ſo ſchlüpfen ſie hinein und rauben, was die innewohnenden Bienen oft erſt merken, wenn das Thun und Treiben überhand nimmt. Finden ſie ſolche Eingänge nicht, ſo verſuchen ſie durch das Flugloch ſich einzuſchmuggeln, indem ſie vor demſelben ſo lange hin und her fliegen, bis ſie die Thorwache täuſchen und überrumpeln, was ihnen bei weiſelloſen oder volksarmen Stöcken faſt immer gelingt. Iſt dies erſt einer Biene gelungen, ſo ſaugt ſie ſich voll Honig, kehrt dann nach ihrem Stock zurück, ladet den Honig ab und kommt dann wieder. Sehr bald wird ſie von Genoſſinnen begleitet, und die Zahl der Räuber wird bald ſo groß, daß ſie den ganzen Stock einnehmen und allen Honig forttragen, wobei zuletzt die Beraubten mit den Räubern gemeinſame Sache machen und mithelfen. Iſt der betreffende Stock ausgeplündert, ſo werden die Nachbarſtöcke angegriffen, und wenn ſie nicht genügenden Widerſtand leiſten oder nicht auf eine andere Weiſe dem Uebel geſteuert wird, ſo können auch dieſe und zuletzt der ganze Stand zu Grunde gehen. Für den Anfänger in der Bienenzucht iſt es ſchwer, Räuberei im Entſtehen ſogleich zu erkennen. Der praktiſche Blick hierfür fehlt ihm zumeiſt. Das ſicherſte Kennzeichen iſt, wenn man eine abfliegende Biene zerdrückt; hat ſie Honig bei ſich, ſo hat ſie einen Diebſtahl verübt. Es iſt um vieles leichter, Räuberei zu verhüten als zu bezwingen. Deshalb geben wir dem Anfänger nachſtehende praktiſche Rathſchläge: 1. Halte immer auf geſunde, ſtarke Völker, welche ihren Bau vollſtändig belagern können, und laſſe nimals ein weiſelloſes und ſchwaches Volk ſtehen. 2. Achte darauf, daß die Bienenſtöcke weder Ritzen, Spalten noch ſonſtige Beilöcher haben. 3. Füttere Deine Bienen in trachtloſer Zeit nicht am Tage, und entferne die Futtergeſchirre noch im früheſten Morgengrauen. 4. Vermeide bei der Fütterung jede Honigſchmiererei und laſſe keine bienenleere ausgebaute Wohnungen mit offenem Flugloch auf dem Stande ſtehen. 5. Beſchatte durch irgend eine Vorrichtung bei Sonnenbrand das Flugloch, damit die wacheſtehenden Bienen von den Sonnenſtrahlen nicht ſo ſehr beläſtigt und ſchwach werden. 6. Mache in der Raubzeit, bei einem Raubanfall erſt recht das Flugloch möglichſt klein, daß nur eine Biene durchſchlüpfen kann. 7. Stelle bei einem Raubanfall vor dem Flugloch ein Brettchen, eine Glasſcheibe oder dergleichen ſo auf, daß die Bienen nicht im Fluge, ſondern kriechend in die Wohnung gelangen können, was die Räuber auch müſſen, die dann auf dieſem Wege ſehr bald von der Wache entdeckt und abgeſtochen werden. 8. Auch kannſt Du das Flugloch mit Hirſchhornöl, Knoblauch, Wermuth oder der Giftblaſe einer todten Biene einreiben, wodurch die Raubbienen verſcheucht werden. 9. Helfen die angegebenen Mittel nicht, ſo verhänge den beraubten Stock mit einem Laken oder nimm ihn fort und ſtelle ihn einige Tage in den Keller oder an einen dunkeln Ort. 10. Verſetze den beraubten Stock in einen Flugkreis. 11. Gehört der raubende Stock dem Nachbar, ſo einige Dich mit Letzterem, aber erſuche ihn ernſtlich, dem Unweſen Einhalt zu thun, und will er ſich auf nichts einlaſſen, ſo kannſt Du nach den Beſtimmungen des preuß. allg. Landrechts beim Gericht um Schadenerſatz klagen, d. h. wenn Du ſachverſtändige Zeugen haſt. 12. In neueſter Zeit wird das von dem Apotheker A. Frucht in Ahrensburg (Holſtein) zu beziehende Agiol gegen Räuberei der Bienen empfohlen. Durch dieſes Mittel ſollen die Bienen „lammfromm“ werden.

Sinnſprüche.

Worte können jubeln, klagen,
Rauh ertönen und auch mild,
Lüge geben, Wahrheit ſagen,
Wunden heilen, Wunden ſchlagen:
Worte ſind der Seele Bild.

Nichts unterhält ſo gut
Die Sinne mit der Pflicht im Frieden,
Als fleißig ſie durch Arbeit zu ermüden;
Nichts bringt ſie leichter aus dem Gleis,
Als müß'ge Träumerei.

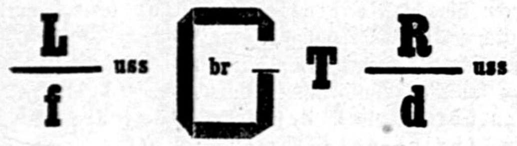
Wieland.

Räthſelecke.

Silbenräthſel.

Aus den 40 Silben a, ard, bim, burg, che, da, du e, e, gi, go, har, i, ku, la, li, lu, lus, me, mo, mu, muk, ne ne, ni, ni, o, pfer, po, port, ro, ru, ſi, ſo, then, um, ve, ven, ſind 12 Worte zu bilden, welche bedeuten 1) einen Schutzheiligen, 2) eine muſikaliſche Bezeichnung, 3) göttliche Lichtgeſtalten, 4) ein Muſikinſtrument, 5) eine Stadt in Nordamerika, 6) einen männlichen Vornamen, 7) eine Märchenfigur, 8) ein Metall, 9) eine ſagenhafte Geſtalt aus der römiſchen Geſchichte, 10) eine Schillerſche Bühnengeſtalt, 11) einen weiblichen Vornamen, 12) eine Stadt in Schweden. Bei richtiger Löſung nennen die Anfangs- und Endbuchſtaben der Worte eine Sentenz.

Rebus.



Buchſtaben-Räthſel.

Mit n beſcheints zur Nachtzeit deinen Pfad,
Mit r bezeichnets grauſe Frevelthat.

Rechenaufgabe.

Fritz wurde von Franz gefragt, wieviel bunte Kugeln er beſitze. Fritz, ein kleiner Rechenkünſtler, entgegnete darauf: Ich habe gelbe, grüne, rothe, blaue und weiße Kugeln. Die Hälfte aller meiner Kugeln ſind gelb, der vierte Theil grün, der achte Theil roth und der zehnte Theil blau. Von den weißen Kugeln beſitze ich fünf Stück. Nun rechne Dir ſelbſt aus, wieviel Kugeln ich im ganzen habe. Vielleicht hilft der liebe Leſer Franz ein wenig beim Rechnen.

Charade.

Die Erſte tönt bei manchem Mahl
In hellem Jubel durch den Saal.

Als Tugend aber ziert den Mann,
Was dir die zweite kündet an.

Das Ganze halte von dir fern,
Sonſt hat man nirgends wohl dich gern.

(Auflöſung in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen aus voriger Nummer:

Röſſelſprung:

Nicht nenn ich Glück ein ſorgenfreies Leben
Und ſteten, ungetrübten Sonnenſchein,
Glück iſt, ſich freudig jeder Pflicht hingeben,
Sich ſelbſt beſiegen, andern hilfreich ſein;
Das Gegenwärt'ge ans Zukünft'ge binden
Und unbeirrt den Weg zum Himmel finden.

H. Krüger.

Veränderungs-Aufgabe: Jubel, Hauer, Baſel, Weſer, Ratte, Stahl, Tiger. = Bußtag.

Magiſches Quadrat:

R	I	G	A
I	G	E	L
G	E	L	B
A	L	B	A

24. Kapitel.

Lady Diana Armond befand ſich infolge der erlittenen Gemüthserſchütterungen und des furchtbaren Schreckens, den ſie durchgemacht in einem Zuſtand gänzlicher Erſchöpfung. Man hatte ſie in der Nacht in das Haus einer intimen Freundin gebracht, die ihr die ſorgſamſte, liebevollſte Pflege angedeihen ließ. Auf ihren eignen Wunſch wurde Doktor Anderſon gerufen, der wie jedermann. die Nachricht von der Feuersbrunſt mit Entſetzen vernommen hatte. Er fand Lady Diana ſehr ſchwach und angegriffen, jedenfalls außer ſtande, ein Verhör zu beſtehen. Und doch konnte ihr dieſe Pein nicht ganz erſpart bleiben, denn ſie war es geweſen, die das Feuer entdeckt und die Hausgenoſſen aus dem Schlaf geweckt hatte, ſie allein konnte alſo möglicherweiſe einigen Aufſchluß über die Entſtehungsurſache geben. Ihrer Freundin hatte ſie eine etwas unklare Schilderung über das Vorgefallene gemacht.

„Ich konnte keine Ruhe finden,“ erzählte ſie mit gebrochener Stimme, „immer wieder zog es mich nach dem Sterbezimmer, um an Eduards Sarg zu beten und jetzt quält mich die furchtbare Angſt, daß ich vielleicht an allem die Schuld trage; denn ich hatte ſeine Leiche mit brennenden Kerzen umgeben, ohne zu überlegen, daß dies gefährlich werden könnte.“

„Du ſollſt ſo wenig wie möglich denken und ſprechen, meine Liebe,“ unterbrach ſie die gütige Freundin, aber Lady Diana hörte nicht auf ſie. Unter fortwährendem Stöhnen fuhr ſie fort:

„Und dann war ich ſo erſchöpft. daß ich auf einem Stuhl in meinem Zimmer einſchlief und plötzlich glaubte ich, erſticken zu müſſen. Ich ſtürmte hinaus und ſah große Flammen aus Eduards Zimmer hervorbrechen; da kam ich ganz von Sinnen. Ich weiß nicht mehr, was ich that. Ich klingelte, ich ſchrie, ich eilte die Treppe hinauf. Sie ſchliefen alle ſo feſt. aber ſie wurden alle gerettet, nicht wahr? Ja alle!“

Man ſuchte ſie zu beruhigen, ohne weiter auf ihre Frage einzugehen. Es war beſſer, ihr nicht ſogleich mitzutheilen, daß zwei junge Menſchenleben dem Feuer zum Opfer gefallen waren; ſpäter würde ſie die Nachricht beſſer ertragen können.

Doktor Anderſon erkannte die Nothwendigkeit. energiſche Mittel anzuwenden, um ſeiner Patientin Geſundheit und Vernunft zu erhalten.

„Sie muß von hier weggebracht werden.“ verordnete er, „die Hitze allein kann ihr verderblich werden.“

Man telegraphierte an Lady Diana's Verwandte in Irland, denn jedermann glaubte, ſie werde am liebſten einige Monate bei ihrer eigenen Familie verbringen. Allein plötzlich zeigte die Leidende hinreichende Faſſung, um ſelbſt ihre Entſcheidung zu treffen. —

„Ich will zu Harold gehen,“ erklärte ſie, „zu dem Bruder meines guten Eduard. Ich weiß, daß er auf das thörichte Mädchen erzürnt iſt, weil ſie eine höchſt vortheilhafte Heirath ausſchlug. Auch mein armer Eduard war ſo erregt darüber! In unſerm Hauſe fand eine peinliche Szene ſtatt und dann quartierte ſich Juliana bei Lady Lingard ein. Aber Harold kann jetzt nicht hart gegen mich ſein — er muß mich aufnehmen. Ich ſehne mich ſo nach dem Ort, wo mein theuerer Eduard ſeine Kinderjahre verlebte.“

Lord Armond beantwortete Doktor Anderſon's telegraphiſche Anfrage in kürzeſter Friſt. Der Tod ſeines Bruders und das unmittelbar darauf folgende ſchreckliche Ereigniß hatten ihn ſehr erſchüttert und aus ſeinem ſtarren Egoismus aufgerüttelt. Er überraſchte jedermann durch ſeine Güte gegen Lady Diana, aber anderſeits bemerkte man mit Befremden, daß Juliana ihrer Tante gegenüber nicht einmal die einfachſte Höflichkeit beobachtete. Ihr Benehmen erfuhr eine ſcharfe Verurtheilung von Seiten der Perſonen die ſich momentan mit Lady Diana's Angelegenheiten befaßten.

Wenige Tage ſpäter befand ſich Lady Diana in Begleitung ihrer treuen Zofe Emma auf dem Weg nach Mallardine. Lord Armonds herzliches Entgegenkommen hatte ſie ſelbſt am meiſten überraſcht; aber wie wäre ſie erſt erſtaunt geweſen, wenn ſie hätte ſehen können, wie dieſes kalten Mannes Herz ſich plötzlich ſeiner Tochter zuneigte. Nichts hatte auf den Vater einen ſo tiefen Eindruck gemacht, als Juliana's ſtolzer Entſchluß, von ihm getrennt ihr Leben zu verbringen.

Ihr Verhalten in dieſer Sache war eine ernſte Lehre für ihn geweſen. Er erkannte, daß er den Schatz ihrer Liebe gänzlich verloren habe. Obſchon er an jenem entſcheidenden Tage, als ſie ſo treu zu Walter Merivale geſtanden hatte, hart und rauh mit ihr verfahren war, ſo war ihm doch ſpäter in der Einſamkeit von Mallardine die Erkenntniß ihres edlen, wahrhaft vornehmen Charakters wie eine neue Erfahrung aufgegangen. Ein Theil der leidenſchaftlichen Liebe, die er für ihre Mutter gehegt, erwachte in ſeinem Herzen für das einzige Kind. Dazu kam der plötzliche Tod ſeines Bruders, der ihn mächtig gemahnte, daß auch ſeine Lebenszeit vielleicht bald abgelaufen ſei. Eine heilſame Veränderung vollzog ſich in ſeinem Innern, er fing an, ſich ſelbſt mit andern Augen zu betrachten.

So vereinigte ſich alles, um Lady Dianas Wünſchen den Weg zu bahnen. Der Plan, bei ihrem Schwager die erſte Trauerzeit zu verbringen, war allein ihrer Angſt vor Juliana entſprungen. Das Mädchen hatte ihr Geheimniß entdeckt und wenn auch die ganze Welt den Ausbruch des Feuers als etwas Natürliches betrachtete, Juliana verſtand deſſen wahre Bedeutung. Und obgleich ſie an der Leiche ihres Onkels Schweigen gelobt hatte, ſo war es Lady Diana bei ihrer niedrigen Denkungsweiſe kaum möglich, ihren Worten unbedingtes Vertrauen zu ſchenken. Sie zitterte bei der Vorſtellung, Juliana werde ihrem Verſprechen untreu werden; ſie fürchtete, auch Doktor Anderſon, der ihres Gatten Krankheit ſo räthſelhaft gefunden, könne Verdacht ſchöpfen und ſo glaubte ſie, allem die Spitze abzubrechen, indem ſie bei Eduards eignem Bruder ſich einlogierte.

Nur der Vermittlung ihres Arztes hatte ſie es zu verdanken, daß ſie ſo raſch die Stadt verlaſſen durfte. Dem gerichtlichen Verhör konnte ſie natürlich nicht ausweichen, aber auf Doktor Anderſons Bitte war die Unterſuchung auf einige Wochen vertagt worden. Lady Diana zeigte ſich ihrem Schwager ſehr dankbar für ſein freundliches Entgegenkommen.

„Ich hoffe, Sie werden mein Benehmen nicht unpaſſend finden, Harold,“ ſagte ſie in halb bittendem Tone; „ich bin ſo unſtät, ſo voller Unruhe. Ich muß mir Bewegung machen und, wo niemand mich kennt, niemand beachtet, darf ich mir dies wohl geſtatten. Es iſt doch nicht pietätlos, gegen meinen guten Eduard, nicht wahr?“

Lord Armond gelang es leicht, ſie über dieſen Punkt zu beruhigen. Er billigte es ſehr, daß ſie alles thue, was ſie von ihren trüben Gedanken ablenken und ſo ihrer Geſundheit nützen können.

So unternahm denn Lady Diana bereits am zweiten Tage ihrer Ankunft einen längeren Spaziergang in der Richtung nach Wilberforce. Sie wußte, daß Alfred Merivale dort eingetroffen war und erſehnte eine Begegnung mit ihm, da ihr die Einſamkeit von Mallardine ſchon drückend langweilig zu werden begann. Ihrem flatterhaften Geiſt ſagte die ernſte Unterhaltung ihres Schwagers nur wenig zu; ſie wollte verſuchen, einen lebhafteren Verkehr zwiſchen den beiden Nachbarn anzubahnen, der auch ihr einen Theil der gewohnten Zerſtreuung biete.

Sir Alfred hatte in der letzten Zeit ihr Haus in London gemieden, was ſie Julianas Einfluß zuſchrieb; aber daß er nach dem Tode ihres Gatten kein Zeichen der Theilnahme für ſie gehabt, befremdete ſie ein wenig. Während ſie noch über ſein ſeltſames Verhalten nachgrübelte, erfaßte ſie plötzlich eine namenloſe Angſt. Sollte Juliana ihn zum Mitwiſſer ihres Geheimniſſes gemacht haben? Sollte er, dem ſie ſtets ihre beſondere Gunſt zugewendet hatte, ſie nun ins Verderben ſtürzen? Die Männer hatten oft ſo ſonderbare Ehrbegriffe.

Einen Augenblick drohte ihr Herz ſtill zu ſtehen, aber bald faßte ſie ſich wieder.

Juliana hatte keine Beweiſe für ihre Behauptung und auf bloße Verdächtigungen hin konnte man ſie nicht zur Rechenſchaft ziehen. Ueberdies war in der letzten Zeit manchmal der Gedanke bei ihr aufgetaucht, daß auch Sir Alfred ein Geheimniß zu verbergen habe. Walter Merivale's plötzliches, ſpurloſes Verſchwinden konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Sollte nicht der am meiſten durch ſeine Rückkehr Geſchädigte die Hand im Spiel gehabt haben? Wenn dem ſo war, dann würde er ſich wohl hüten, ſich in anderer Leute Angelegenheiten einzumiſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Unſere Wieſen und ihre Farbenpracht.

Von J. B. Lipp, Großkiſſendorf.

Immer kürzer wird der Tag, rauher der Wind, eintöniger geſtalten ſich die Halden und die Gründe. Die freundlichen Blumen ſind verſchwunden; keines Singvögeleins Stimme iſt zu vernehmen. Ein hoher Ernſt, ein tiefer Frieden, feierliche Erhabenheit waltet ringsum, — da denkt der Naturfreund wohl zurück an die Tage, wo die Blumen ihren Gottesdienſt hielten, wo jedes Blümlein ſein Blüthenfeſt feierte, denkt zurück an die Zeiten, wo die Wieſen ihr Füllhorn ausgoſſen zur Freude und zum Segen der Menſchheit.

Die Wieſen! „Wie wenig um ihre Schönheit willen beachtet und doch ſo herrlich und mannigfaltig in ihrer Einfachheit ſtehen dieſe naturwüchſigen Gärten unſerer glücklichen Länder zur Sommerzeit vor uns! Gleich einem grünſchimmernden, ſanftgekräuſelten Meere liegen ſie unten im Thale und breiten ſich in Niederungen aus, die glückliche Mitte haltend zwiſchen der lebloſen Haide und dem geheimnißvollen Finſter des Waldes. Thauſchwer des Morgens und demantglänzend ſteht auf ihnen Gras an Gras, Halm an Halm, Blume an Blume!“ Noch ſind die Kelche ſchlafmüde geſchloſſen. Wenn aber im Oſten der erſte röthliche Sonnenſchimmer ſich zeigt, und die erſte Geſangmeiſterin der Felder und Fluren, die Lerche, aus den Furchen zum Morgenhimmel emporjubelt: „Gelobt ſei Gott“; wenn ihr aus dem Grasbeete die Wachtel im Dreiſchlag antwortet: „Fürchte Gott! Liebe Gott! Danke Gott!“ und zuerſt ein leiſes Säuſeln, Flüſtern, Zwitſchern und Singen anhebt, bis es, immer lauter und ſtärker werdend, ſich zuletzt in ein allgemeines, volltönendes Jubilate einigt, das mächtig dem jungen Tag entgegenſchallt: Dann öffnet ſich auch Kelch um Kelch, Stern um Stern, Glocke um Glocke, und jedes Blumenantlitz ſchaut in andächtigem Schweigen zu dem hinauf, welcher der ganzen Gemeinde wieder einen ſonnenlichten Lebenstag geſchenkt hat. Ja, das iſt dann eine Pracht auf unſeren Wieſen, da ſchaut unſer Auge herrliche blumengeſchmückte Teppiche, da leuchtet uns entgegen ein Farbenwunderbild, das in manchen Beziehungen die geprieſenſten Scenerien der exotiſchen Pflanzenwelt übertrifft. Auf dieſe, bei uns wenig bekannte Thatſache aufmerkſam zu machen, ſei der Zweck dieſer Zeilen.

Ich laſſe zum Beweiſe obiger Behauptung zwei Naturforſcher ſprechen, die wohl als Autoritäten gelten, den engliſchen Naturforſcher und Reiſenden Wallace und unſeren großen Alexander von Humboldt. Wallace ſchreibt: „Leute, welche ſich die geläufigen Ideen über die Vegetation der Tropen angeeignet haben, welche ſich ſelbſt die Ueppigkeit und Pracht der Blumen und das herrliche Ausſehen Hunderter von mit Maſſen farbiger Blüthen bedeckten Waldbäumen ausmalen, werden erſtaunt ſein, zu hören, daß dennoch glänzende und in die Augen ſpringende Blumen im allgemeinen vollſtändig fehlen oder ſo ſpärlich ſind, daß ſie keine Wirkung auf die allgemeine Scenerie hervorbringen. Um Einzelheiten zu geben: Ich habe fünf verſchiedene Lokalitäten auf der Inſel Aru beſucht, ich habe an hundert Meilen Küſtenlandes und Flußufers während der Zeit von ſechs Monaten, in der bis zu meiner Abreiſe meiſt ſchönes Wetter geherrſcht, kennen gelernt, und ich habe nie eine einzige Pflanze von auffallendem Glanze und von auffallender Schönheit geſehen! Man kann nicht ſagen, daß die Blüthezeit noch nicht war, denn ich ſah viele Kräuter, Büſche und Waldbäume in Blüthe, aber alle hatten Blumen von einer grünen oder grünlichweißen Färbung, nicht ſchöner als unſere Lindenbäume. Hier und da an Flußufern und Küſten ſtehen einzelne Convolvulaceen und in dem tiefſten Schatten des Waldes findet man einige ſcharlach- und purpurrothe Zingiberaceen, aber ſo wenige und zerſtreut ſtehende, daß ſie unter der Maſſe von grünen und blumenloſen Pflanzen nicht zur Geltung kommen. Und doch bezeugen die eleganten Baumfarne, die hohen Palmen und die Mannigfaltigkeit ſchöner und ſeltener Pflanzen, auf die das Auge überall trifft, die Wärme und Feuchtigkeit der Tropen und die Fruchtbarkeit des Bodens. Es iſt wahr: Aru ſchien mir ausnahmsweiſe arm an Blumen zu ſein, aber hier kommt nur der allgemeine tropiſche Charakter noch erhöht zur Geltung; denn meine Erfahrungen in den Aequatorialgegenden des Weſtens und des Oſtens haben mir im ganzen die Ueberzeugung beigebracht, daß in den üppigſten Theilen der Tropen Blumen weniger zahlreich, durchſchnittlich weniger auffällig ſind und weit weniger der Landſchaft Färbung verleihen, als in gemäßigten Klimaten. Ich ſah nie in den Tropen ſo brillante Blumenmaſſen, wie ſelbſt England aufweiſen kann in ſeinen mit Ginſter bekleideten Weiden, ſeinen haidenartigen Berghängen, ſeinen mit wilden Hyazinthen beſtandenen Triften, ſeinen Mohnfeldern, ſeinen Wieſen mit Butterblumen und Orchideen, — Teppiche, gelb, purpurn, azurblau und feurig karmoiſinroth, welche die Tropen ſelten bieten. Wir haben kleinere Farbenmaſſen in unſerm Weißdorn, ... unſern Ginſtern, unſeren Glockenblumen, Primeln und pupurnen Wicken welche mit ihren hellen Farben die ganze Länge und Breite unſeres Landes bedecken. Dieſe Schönheiten finden ſich überall, ſie ſind für das Land und Klima charakteriſtiſch, man braucht ſie nicht zu ſuchen, ſondern ſie erfreuen das Auge auf jedem Schritte. In den Aequatorialgegenden hingegen, ſei es nun Wald oder Savanne, bekleidet ein düſteres Grün die ganze Natur. Man kann Stundenlang und ſelbſt tagelang reiſen und

trifft auf nichts, was die Einförmigkeit unterbricht. Blumen ſind überall ſelten und irgend etwas Auffallendes trifft man nur in den Zwiſchenräumen.“ So weit Wallace. Was dieſer Naturforſcher von der Farbenpracht ſeiner heimiſchen Fluren rühmt' das können wir ohne Uebertreibung auch von unſeren Wieſen mit ihrem Farbenſchimmer behaupten.

Doch laſſen wir auch noch unſeren vielgereiſten Humboldt hören! Auf ſeiner Reiſe in die Aequatorialgegenden des neuen Kontinentes bemerkt er den auffallenden Unterſchied, den unſere Wieſen gegenüber denen der Tropen aufzuweiſen haben. Er erwähnt an einer Stelle ſeiner Reiſe ein tropiſches Wieſenbild:

„Eine ſtarke Meile von dem Dorfe San Fernando“, berichtet er, „kommen wir aus dem Walde heraus. Ein ſchmaler Fußpfad führt auf mehreren Umwegen in ein offnes. aber ausnehmend feuchtes Land. Unter dem gemäßigten Himmelsſtrich hätten unter ſolchen Umſtänden Gräſer und Riedgräſer einen weiten Wieſenteppich gebildet; hier wimmelte der Boden von Waſſerpflanzen mit pfeilförmigen Blättern; beſonders von Canna-Arten unter denen wir die prachtvollen Blüthen der Coſtus, der Thalien und Heliconien erkannten. Dieſe ſaftigen Gewächſe werden 8—10 Fuß hoch, und wo ſie dicht beiſammen ſtehen, könnten ſie in Europa für kleine Wälder gelten. Das herrliche Bild eines Wieſengrundes und eines mit Blumen durchwirkten Raſens iſt den niederen Landſtrichen der heißen Zone faſt ganz fremd und findet ſich nur auf dem Hochebenen der Anden wieder.

Und nun laſſen wir das Bild einer unſerer Wieſen, wenn ſie in voller Blüthe daſtehen, in die Erinnerung zurückrufen! Kann es für das Auge etwas wohlthuenderes geben, als eine ſaftig-grüne Wieſe, auf der Hunderte von Ranunkeln die goldene Kronen ihres Hauptes neigen, gleichſam als ob ſie dem Wanderer ihren Gruß zunickten; und dazwiſchen entfalten die Knabenkräuter, die wohl zu den ſchönſten Pflanzen unſerer heimiſchen Flora gehören, ihre wunderbare, herzerquickende Pracht, und das Schneeweiß der Saxifrage und das helle Gelb mancher Kompoſiten verſprühen mit dem Blau der Kampanulaceen und dem Blüthenroth der Nelken über den Wieſengrund ihre Regenbogenfarben. Und gleich Thautröpflein auf ſonnenbeſtrahlten Plan bringt in's Auge der niedliche Augentroſt mit ſeinen kleinen violett geſtreiften, im Schlunde gelb punktirten Racheblüthen. Aus dieſem ſpannenhohen Kräutlein ſpricht ſo viel Frohſinn und Anmuth, „daß es dem Auge in der Herbſtzeit, wo alles ſchon den Stempel der Vergänglichkeit trägt, zum hoffnungsfreudigen Troſt für ein lenzliches Wiedererſtehen wird.“ Ja wahrlich, auf unſern Wieſen iſt ein Schimmer und ein Glanz, ein Bewegen und Leben, das den ſchönſten Scenerien der Tropen abgeht.

Wo iſt nun der Grund für das Farbenwunderbild auf unſeren Wieſen zu ſuchen? Die Urſache hierfür liegt in folgendem: Die Färbung unſerer Wieſenblumen — nehmen wir nur einen Ranunkel her — zeichnet ſich durch große Helligkeit aus; und überdies ſind die Blumenblätichen ſehr dünn, ſo daß ſie, gegen das Sonnenlicht gehalten, durchſcheinend werden (z. B. beim Johanniskraut) und dadurch ihre Farbenhelligkeit außerordentlich erhöht wird. Gerade dieſe Eigenſchaften fehlen aber den Blumen, die unter dem Einfluß der Tropenſonne emporſprießen. Die meiſten derſelben haben ein viel dickeres Gewebe, denn nur dadurch können ſie der ſtarken Hitze Widerſtand leiſten; „ſelten ſind ſie geeignet, im auffallenden Sonnenlicht ſich zur Transparenz zu verklären, ja ſie erſcheinen nicht ſelten ſogar ſo ſteif wie Wachs boſſirt.“ Daraus erklärt ſich aber auch noch eine andere Erſcheinung der Wieſenblumen wärmerer Länder. Dieſe Gewächſe erhielten durchgehens eine derbe, feſte Struktur und haben oft eine lederartige, ſpröde Beſchaffenheit und daraus reſultirt ihre ruhige, beinahe unbewegliche Haltung. Welch' ein Leben und Bewegen zeigen dagegen unſere leichtgebauten und geſchmeidigen Wieſenpflanzen! Da wogt alles beim leiſeſten Windesſäuſeln auf und nieder, da ſchimmert und glitzert es durcheinander gleich den Wellen eines Teiches, in dem die Sonne ſich ſpiegelt. Das alles ſtimmt zur lauteſten Heiterkeit und Freude, was Wunder, „wenn von jeher die dichtende Phantaſie der Völker die Wohnung der Himmliſchen mit blühenden Wieſenauen ausſtattete, wie denn die Odyſſee von der Asphodelos-Wieſe des Elyſium berichtet und die Edda von der grünen Gottesaue ſingt, worauf die Aſen wohnen“!

Auch für uns Chriſten ſind die Blumen: Bilder der Herrlichkeit einer überirdiſchen Welt und zugleich laute Prediger der multiformis gratia Dei!